

«Ich brauche Distanz zu Marilyn»

Die Schauspielerin **Hanna Scheuring** ist in «Grönland» und «Spinnen» auf Thurgauer Bühnen zu sehen gewesen. In ihrem ersten Stück wirft sie einen heutigen Blick auf die Ikone – als Schauspielerin, die glaubt, sie sei Marilyn Monroe.

Hanna Scheuring, was macht Marilyn Monroe für Sie aus?
Hanna Scheuring: Ihre Suche nach Liebe. Natürlich hatte sie das normale Mass überschritten – aber ist die Liebe nicht das Grundthema jedes Menschen?

Wie sind Sie auf die Idee zu Ihrem Stück «Love, Marilyn» gekommen?
Scheuring: Ich wollte gern wieder etwas mit Regisseur Jean Grädel machen. Wir haben Stücke gelesen, hin und her gemailt – aber wirklich Klick hat es nie gemacht. Eines Tages sah ich «Tapfer lieben» im Bücherregal und dachte erneut: Marilyn Monroes Briefe und Gedichte sind herrliches Material. Auch wenn schliesslich, neben den Liedern, nur zwei Briefe in meinem Stück vorkommen.

Haben Sie Marilyn bewundert?
Scheuring: Nicht sehr. Als Frau um die zwanzig interessierte ich mich eher für Simone de Beauvoir. Erst als einer meiner Lehrer an der Schauspielschule fand, ich solle sie in Gerlind Reinshagens Stück «Leben und Tod der Marilyn Monroe» spielen, begann ich sie wahrzunehmen.

Wie haben Sie sie wahrgenommen?
Scheuring: Wie sie mit ihrer Natürlichkeit und ihrer Erotik umging, wird gern als «dumm» bezeichnet. Natürlich hat sie in einfältigen Filmen gespielt, aber mit welchem Ernst sie in «Versuchung



Bild: Caroline Minjolle
Hanna Scheuring: Schatten und Glanz der Marilyn Monroe.

auf 809» eine Psychopathin spielt, die ein Mädchen aus dem Fenster werfen will! Solche Rollen hat sie nie mehr erhalten.

Was war Ihnen wichtig beim Schreiben Ihres Stücks?
Scheuring: Der heutige Blick auf Marilyn: Wie ist sie mit ihrer Weiblichkeit umgegangen? Wie lässt sich das Faszinierende an ihr mit dem heutigen Frausein auf eine ernste und eine leichte Weise verbinden? Wenn eine Madonna sich auf Marilyn bezieht, hat das für mich etwas sehr Männliches.

In «Love, Marilyn» glaubt eine Schauspielerin, sie sei Marilyn. Warum dieser Kniff?
Scheuring: Wollte ich die Marilyn spielen, ginge ich unter. Michelle Williams hat es gut gemacht im Film «My Week with Marilyn» diesen Frühling, aber dennoch denkt man stets: Das ist nicht Marilyn.

Sie wollen also auch Distanz.
Scheuring: Ich will Marilyn zitieren können und musste eine Figur zwischen sie und mich schieben. Die Frau im Stück befindet sich in derselben Lage, steckt in einer psychiatrischen Klinik und verwandelt sich langsam in Marilyn. Und sie kennt all ihre Lieder –

– Pianist Daniel Fueter spielt im weissen Kittel.
Scheuring: Der Pfleger hilft Sarah und steht ihr bei. In ihrer Phanta-

siewelt stellt Sarah sich ihn als Pianisten vor.

Mit «Love, Marilyn» haben Sie Ihr erstes Theaterstück geschrieben.
Scheuring: Da mir Reinshagens Marilyn nicht zusagte, dachte ich mir: Ich probier's mal. Und hatte riesige Freude. Beim Schreiben dachte ich völlig szenisch und sah alles schon vor mir. Bei den Proben war ich anfangs die Autorin und musste wieder die Schauspielerin werden, sonst hätte ich dem Regisseur dauernd dazwischengefunkt.

Geht Ihr Stück tragisch aus?
Scheuring: Für mich nicht.

Auf welchem Ton endet es?
Scheuring: «My heart belongs to my daddy» ist das letzte Lied. Hätte Marilyn einen Vater gehabt, der für sie da ist, wäre ihr Leben ganz anders geworden.

Interview: Dieter Langhart

STICHWORT

Love, Marilyn

Theaterstück von Hanna Scheuring. Spiel Hanna Scheuring, Daniel Fueter, Till Löffler, Regie Jean Grädel. Premiere: Mi, 19.9., 20.15, Phönix-Theater Steckborn; Spieldaten: 21.–23.9., 3.–5.10. www.phoenix-theater.ch

Im Selbstgespräch malend zu sich finden

Zu ihrem 20-Jahr-Jubiläum widmet sich die Remise Weinfelden mit der Sonderausstellung «Vom Abbild zum Psychogramm» dem Selbstporträt. Zusammengestellt hat sie der Frauenfelder Jürg Ganz aus seiner umfangreichen Privatsammlung.

BARBARA FATZER
WEINFELDEN. Mit dem Kauf des Holzschnitts «Erich Heckel» von 1950 hat die Leidenschaft des Kunstliebhabers Jürg Ganz angefangen. Seit 25 Jahren nun konzentriert er sich darauf, vor allem Selbstporträts zu sammeln. Dass der expressionistische Künstler der Gruppe «Brücke» bis zu seinem Tod 1970 am Nordufer des Untersees gelebt hatte, stellte zudem einen Bezug zum nahen Entstehungsort her. So kamen bei Jürg Ganz vorerst auch bekannte Namen wie Karl Schmidt-Rotluff, Cuno Amiet (gleich aus vier verschiedenen Lebenszeiten), Lovis Corinth oder Otto Dix zusammen, zumeist auf grafischen Blättern.

Das traditionelle Selbstbildnis

Dann aber wollte Jürg Ganz auch Bilder von Künstlern, zu denen er einen persönlichen Bezug hat. Sein Hauptgrund, solche Selbstbildnisse zu erwerben: «Ich sammle Menschen, nicht primär Kunstwerke.» Er wollte teilhaben an dieser Selbstbespiegelung eines Individuums, das sich zuerst ernsthaft mit sich auseinander-

setzen muss, wenn ein gültiges Abbild entstehen soll. «So habe ich mir bekannte Künstlerinnen und Künstler direkt angesprochen, ob sie mir nicht ein Porträt von sich überlassen würden.»

Was für die vor 1950 Geborenen wie etwa Charlotte Kluge-Filscher oder Anton Bernhardsgrüter noch ein Thema war, ist bei der jüngeren Generation offenbar kaum eine Herausforderung mehr. Trotzdem ist der Sammler

zu einigen Exemplaren gekommen, die so auch den Start einer Malerexistenz dokumentieren können, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts beginnt. Selbst ein Carl Roesch mit traditionell-akademischer Ausbildung hat sich kaum selbst porträtiert. Mit Stolz zeigt nun Jürg Ganz eine seiner ganz seltenen Selbstdarstellungen aus dem Jahre 1918.

Inzwischen sind gegen 150 Bilder zusammengekommen, vor

allem grafische Blätter und Tafelbilder, manchmal per Zufall entdeckt, gekauft in Galerien, an Auktionen oder eben direkt bei den Ausführenden.

Remise: Mehr Platz als daheim

Zuhause fehlt der Platz, um auch nur einen kleinen Teil zu hängen. So bietet sich jetzt in der Remise die Gelegenheit, bekannten oder auch noch nie gesehenen Malern direkt in die Augen zu

sehen, die sich aber nicht immer in die Seele blicken lassen wollen. Nicht zu vergessen auch, dass das Gegenüber uns zumeist aus einem Spiegel entgegenkommt, also seitenverkehrt dargestellt ist.

Die jetzige thematische Gruppierung zeigt indirekt auch etwas von den Bevorzungen des Sammlers: Im «Fumoir» zum Beispiel sind vor allem Männer versammelt, die das Rauchen nicht lassen können. Aber auch die

Frauen sind hier gut vertreten, die besonders interessante Selbstdarstellungen liefern. Besonders herausfordernd sind die Bilder im Dachstock, die auf den ersten Blick kaum als Selbstdarstellungen gelten können und ins Surreale weisen wie etwa vom Tschechen Lubomir Stepan, von Hans Krüsi oder der Japanerin Leika Ikemuro.

Vernissage: Fr, 14.9., 19.30 Uhr, Remise des Hauses zum Komitee, Frauenfelderstr. 16a, Weinfelden. Mi/Fr 18–20, Sa/So 15–18 Uhr. Mi, 26.9., 19.30 Uhr: Gesprächsrunde mit Margit und Jens Koemeda und beteiligten Künstlern. Finissage: So, 30.9., 16 Uhr.

WÖRTLICH

Warum sammle ich Selbstporträts?

Die Augen sind die Fenster zur Seele, sagen die Dichter – wohl auch die Psychiater. Das ist keine Platitude. Sich in die Augen zu sehen, setzt Selbstbewusstsein und Wagemut voraus. Dazu kommen die zeichnerischen und malerischen Fähigkeiten, das im Spiegel Gesehene in Materie umzusetzen. Mit den Augen müht sich der Porträtist am meisten ab, hier scheitern auch viele: Ein glanzloser, schwarzer Punkt als Auge vermag kaum das Innere zu spiegeln. Jedes Bild bedeutet mir eine neue Bekanntschaft oder ein Wiedersehen eines alten Bekannten. Jeder Blick in die Seele eines Menschen ist mir ein Geschenk und die Motivation, weiterhin zu sammeln.



Bild: Reto Martin
Jürg Ganz zeigt einige Selbstporträts aus seiner Kunstsammlung, die er von Freitag an in einer Ausstellung öffentlich macht.

PERSON

Jürg Ganz

1935 in Küsnacht ZH geboren, Ausbildung zum Fotografen, Studium der Kunst- und Architekturgeschichte in Basel. Zusammenarbeit mit Denkmalpfleger Albert Knoepfli in Frauenfeld. Von 1974 bis 1998 selbst kantonaler Denkmalpfleger im Thurgau. Zahlreiche Publikationen über seinen Fachbereich.